

LITERATUR

Torso im Glück

Die Tochter hat ein großes Herz. Das ist ihr Verhängnis. Denn allzu großzügig geht das Mädchen mit den wenigen Vorräten im väterlichen Hause um: Immer wieder teilt es das letzte Stück Wurst oder Brot mit den Armen. Seinem Vater wird das schließlich zu bunt. Er schlägt ihm die Arme ab, nimmt ihm das Augenlicht und fesselt es an einen Baum. Dort findet ein König das Mädchen, der nimmt es mit aufs Schloss und verheiratet es schließlich mit seinem Sohn, dem schönen Prinzen.

Aber die Geschichte vom „Mädchen ohne Arme“ wäre natürlich kein richtiges Märchen, wenn nicht noch böse Mächte dem königlichen Paar manch üblen Streich spielten. Die schaurig-schöne Geschichte ist eines der „Spanischen Hunger- und Zaubermärchen“, die der Autor José María Guelbenzu, 56, zusammengetragen hat und die nun in der Anderen Bibliothek im Eichborn Verlag vorliegen. Spanien hat lange Zeit seine Volksmärchen vernachlässigt und erst verhältnismäßig spät das poetische Potenzial und den herben Charme dieser teils anrührenden, teils brutalen Geschichten entdeckt. Auffallend oft ist neben unglaublichen Wundern auch vom Essen und Trinken die Rede – kein Wunder in einem Land, das von großen Hungersnöten heimgesucht wurde. Charakteristisch ist außer-



dem, dass viele Märchen ihre Ursprünge offenbar in den orientalischen Überlieferungen aus der Zeit der Mauren-Herrschaft haben. Aber auch manches Motiv, das die Brüder Grimm in ihrer berühmten Sammlung deutscher Märchen festhielten, taucht in dieser dienstvollen Hispano-Anthologie auf. Dem bedauernswerten Mädchen ohne Arme werden am Ende natürlich nicht nur Augenlicht und Extremitäten wiedergegeben, ihm wird auch ein schönes, glückliches und langes Familienleben beschert. Schließlich ist es ein Mädchen aus einem Märchen.

José María Guelbenzu: „Spanische Hunger- und Zaubermärchen“. Aus dem Spanischen von Susanne Lange. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main; 348 Seiten; 49,50 Mark.

ZEITGESCHICHTE

Britischer Blick auf das Böse

Begriffe wie „Blitzkrieg“ und „Luftwaffe“ sind fester Bestandteil des englischen Vokabulars – „Holocaust“ dagegen war in Großbritannien lange Zeit ein eher diffuser Begriff, weil die Engländer zwar den Bomben, aber nie der Verfolgung durch Nazis ausgesetzt waren. Zurzeit ist der Holocaust allerdings ein großes Thema auf der Insel: Anfang des Jahres führte Tony Blair einen „Holocaust Memorial Day“ ein, und am Dienstag dieser Woche wird eine Dauerausstellung im neuen Flügel des Londoner Imperial War Museum eröffnet, die die Geschichte der Massenvernichtung darstellen will. Projektleiterin Suzanne Bardgett bemüht sich, „im Gegensatz zum emotionalen Ansatz einiger amerikanischer Museen“, eher um Nüchternheit: In kargen, anthrazitfarbenen Räumen steht ein Leichenkarren aus dem Warschauer Ghetto, sind Kinderzeichnungen und Briefe ausgestellt, ist das verzweigte Netzwerk aller verantwortlichen Stellen für die „Endlösung“ eingemeißelt. An einem Modell von Auschwitz ist der Weg von 2000 ungarischen Juden in die Gaskammern dokumentiert – nicht inszeniert. Effektiv arbeitet die Ausstellung mit Videoaufzeichnungen von 16 in England wohnenden Überlebenden, die ihre Kindheit im Ghetto oder im KZ verbrachten und an jeder Station der Ausstellung über ihre Erfahrungen berichten. Schon seit den siebziger Jahren führt das Museum Gespräche mit Zeitzeugen und musste deshalb nicht auf das Material von Steven Spielbergs umstrittener Shoah Foundation zurückgreifen. Anders als bei Spielberg hat die Ausstellung auch kein Happy End: Sie diskutiert kritisch die restriktive Einwanderungspolitik Englands und Pläne Churchills, die Gleise nach Auschwitz zu bombardieren. Am Ende warnt ein Zitat des britischen



IMPERIAL WAR MUSEUM



Auschwitz-Modell, Ausstellungsstücke im Imperial War Museum



Publizisten Edmund Burke aus dem 18. Jahrhundert: „Damit das Böse triumphieren kann, ist es nur nötig, dass die Guten nichts dagegen tun.“